

Diskussion

CHRISTINE WINDBICHLER Wir haben sehr eindrucksvoll gehört, es gibt gute Kooperationsmodelle und schlechte, es gibt gute und schlechte Gründe. Zu den schlechten Gründen würde ich diese Reputationseffekte zählen, die Herr Hertel in seiner Zitationsstatistik angedeutet und die Frau Fischer sehr pointiert herausgestellt hat. Die gibt es in der Tat. Die DFG-Zahlen stützen das allerdings nicht. Also dieser Flaggschiff-Charakter der Sonderforschungsbereiche ist eine Zuschreibung von außen. In der DFG-Förderung macht die Einzelförderung 34% aus und die Sonderforschungsbereiche 20-21%, also das Flaggschiff der DFG-Förderung ist die Einzelförderung. Das zu vermitteln ist ganz schwer, weil die Sonderforschungsbereiche diese Reputation haben. Und die Forschergruppen sind eigentlich die Kleingruppen, die Frau Fischer positiv apostrophiert, hinterher aber den Tankern zugeordnet hat. Insofern weiß ich nicht so recht, wo Sie die hin haben wollen, ich würde die Forschergruppe eher in Richtung kleinerer Gruppe einordnen. Was mich interessiert: Wie erklären Sie sich den Reputationseffekt, der in vieler Hinsicht nachteilig wirkt, weil er verschleiert, dass doch die Einzelförderung – so wie es Herr Mittelstraß auch gesagt hat – und der einzelne Forscher die Quelle allen Forschens sein müssen und nur sein können?

HELMUT SCHWARZ Herrn Mittelstraß widerspreche ich nicht gern und schon gar nicht öffentlich, aber jetzt doch. Ich denke, es gibt schon Einrichtungen, die ausschließlich auf die Personenförderung setzen, sie mögen klein sein, aber sie existieren. Die Humboldt-Stiftung ist, glaube ich, das Paradebeispiel: Sie käme nie auf die Idee, etwas anderes zu tun als die Personenförderung. Der Hinweis, dass der „Einzelkämpfer“ – um einen anderen Begriff zu verwenden – nur noch in den Geisteswissenschaften als Forscher existiert, ist, glaube ich, nicht zutreffend. In den Naturwissenschaften gelingen die großen Durchbrüche fast ohne Ausnahme nur Einzelnen. Und es wäre ein ganz falsches Bild, wenn man glaubte, dass in den Naturwissenschaften und in anderen Bereichen die Projektförderung dominierend wäre. Das wird von der Öffentlichkeit so wahrgenommen, aber es ist auch hier der Einzelne, der den Durchbruch leistet.

MARTIN GRÖTSCHEL Ich habe mich über den Vortrag von Herrn Hertel sehr geärgert, und das möchte ich auch ausdrücken, obwohl ich ihn sonst sehr schätze. Und zwar finde ich, dass er ein zynisches Zerrbild gezeichnet hat von den Kooperationsformen in der Wissenschaft. Ich selbst war in Sonderforschungsbereichen, Forschergruppen, Schwerpunktprogrammen, am DFG-Forschungszentrum als Sprecher oder Mitglied tätig, und nichts ist je so gewesen, wie er das dargestellt hat. Als ob es nur „Beute-Gemeinschaften“ gäbe, bei denen die Häuptlinge zusätzliche Federn angesteckt bekommen. Ich weiß, er wollte hier ein bisschen Pfeffer reinbringen, aber da das der einzige Beitrag aus den Naturwissenschaften war, fand ich, war das völlig schief. Ich habe es nie so erlebt und es ist ganz anders. Ich könnte darüber stundenlang einen Vortrag halten, aber ich muss jetzt böse zurückschlagen, und zwar hat Herr Hertel ja auch über Kontaktmodelle in Kooperationen gesprochen – die Herr Blossfeld schon in Frage gestellt hat. Außerdem muss ich jetzt, bevor ein Geisteswissenschaftler darauf hinweist, sagen, dass Ihre Formel in der Elementarmathematik auch noch falsch war. Sie müssen alle Zahlen durch 2 teilen, erst dann sind sie richtig. Bevor jetzt jemand die falschen Formeln mit nach Hause nimmt, wollte ich das sagen.

MICHAEL ZÜRN Ich habe mich über alle Beiträge gefreut, möchte aber den Beitrag von Christoph Marksches aufgreifen mit der Frage, ob denn dieser Zusammenhang von Chance und Zwang so unauflöslich ist? Ich meine, dass wir die Chance auf Verbundprojekte in allen Wissenschaften erhalten müssen, das steht außer Frage. Es gibt viele gute Gründe, solche Projekte durchzuführen, und es muss dafür die Möglichkeit geben. Die entscheidende Frage ist aber, ob es in das Wissenschaftssystem so eingebaut werden muss, dass ein Zwang zum Mitmachen entsteht für jene, die nicht mitmachen wollen? Und da stellt sich die Frage, ob der permanente Ausbau solcher wettbewerbsmäßig vergebenen Mittel und der permanente Abbau –, relativ gesprochen – der Grundausrüstungen, sozusagen die weitergehende symbolische Aufladung dieser Großförderungsprojekte – das sind ja die Dinge, die diesen Zwang erzeugen –, ob die wirklich notwendigerweise eingebaut sein müssen in das System oder ob sie nicht reduziert werden können, um die *Chance* zu erhalten, aber den *Zwang* zu reduzieren?

WOLFGANG WAHLSTER Ich bin Mitglied der „Forschungsunion Wirtschaft-Wissenschaft“ der Bundesregierung, und ich möchte einen Aspekt nennen, der bisher noch gar nicht angesprochen wurde: die Kooperation mit der Wirtschaft, in keinem der Vorträge wurde das genannt. Ge-

rade in den Ingenieurwissenschaften ist es eigentlich unabdingbar, da gilt das deutsche und zum Teil auch europäische System der Verbundforschung als vorbildlich. Denn es ist klar, dass in der Ingenieurwissenschaft eigentlich keine substantiellen Durchbrüche erreicht werden können, wenn man das nicht immer wieder mit der Industrieforschung spiegelt. Ich möchte daran erinnern, dass gerade auf diesen Gebieten sogar oft die Industrieforschung zu besseren Ergebnissen kommt – wenn sie an Bell-Labs oder Xerox-PARC denken. Wesentliche Erfindungen kamen dort aus Industrielaboren. Und dieser Aspekt kam mir zu wenig heraus. Das führt mich unweigerlich zu dem, was Herr Marksches sagte und was ich sehr unterstütze, dass man nicht das Eine oder das Andere verteufeln kann. Natürlich muss es Einzelförderung geben, aber wir müssen auch daran denken, dass wir irgendwo Wertschöpfung erzielen müssen und ohne dass wir mit der Industrie diese Wertschöpfung erzielen, können wir auch den European Research Council und die Einzelförderung bei der DFG aus Steuermitteln letztendlich ja nicht finanzieren. Das heißt, ich glaube, man kann nun nicht sagen, „alle Wissenschaftler machen jetzt nur noch Einzelförderung“, sondern wir müssen die Verbünde, die wir heute haben, erhalten. Denken Sie an große wirtschaftliche, gesellschaftliche Fragestellungen: E-Mobility, Elektromobilität oder das Thema der CO₂-freien Stadt, Urban Management. Das können Sie als Einzel Forscher und ohne Industriebeteiligung massiver Art nicht bewältigen.

MITCHELL G. ASH Vielen Dank. Ich erlaube mir jetzt, bevor der nächste Redner spricht, zu sagen, dass eine Gegensatzbildung – entweder alles auf die eine oder auf die andere Karte zu setzen – von niemandem wirklich befürwortet wurde. Es geht aber schon darum – ich nenne nur das Beispiel des eigenen Landes, Österreich –, einmal die Frage zu stellen, ob die Verbundforschungszwänge, die jetzt auch in die Prioritätenbildung der führenden Forschungsförderungsgesellschaften Einzug halten, nicht doch in Zeiten finanzieller Not die Einzelförderung zurückdrängen könnten. Das ist jedenfalls für Österreich eine ganz dringende Frage, die Ablehnungsquote für Einzelanträge steigt jetzt aus diesem Grund.

BERND SCHOLZ-REITER Wir haben in allen Vorträgen bei den Einzelverfahren und den Verbundverfahren ziemlich viel miteinander vermischt, nämlich alle möglichen Fördermittelgeber in einen Topf geworfen. Ich möchte einmal für die DFG sagen, dass dort die Förderverfahren genauso wie die Inhalte der Forschungsprojekte „bottom-up“ entwickelt werden. Wir, die Forscher, wir, die Wissenschaftler, entwickeln die Förderverfahren. Wir haben das Normalverfahren, wir haben die Forschergruppen entwickelt, wir haben die Sonderforschungsbereiche entwickelt etc. Und

das, weil wir aus den verschiedensten Wissenschaftsdisziplinen die Nachfrage nach diesen Fördermöglichkeiten haben. Und wenn die Nachfrage nicht mehr existiert, weil sich vielleicht unsere Forschungsbedürfnisse verändern, dann stellt die DFG Förderverfahren auch ein. Wenn keine Anträge mehr gestellt werden für bestimmte Verfahren, dann werden sie eingestellt. Und vielleicht ergeben sich neue Förderverfahren aus dieser Nachfrage der Wissenschaft. Niemand von uns, kein einziger von uns ist gezwungen, Teilnehmer an einem Sonderforschungsbereich zu sein – es sei denn, er fühlt sich verpflichtet, beispielsweise durch seine Community oder gedrängt durch seine Universität. Jedenfalls erfolgt ein Zwang *nicht* durch die DFG.

MITCHELL G. ASH Vielen Dank. Ich gebe Ihnen jetzt das Wort, Herr Hertel ...

INGOLF V. HERTEL Natürlich muss ich auf Herrn Grötschels Kritik ein paar Worte sagen. Es tut mir wirklich leid, wenn ich so missverstanden worden bin, als hielte ich Sonderforschungsbereiche für eine „Beutegemeinschaft“. Ganz im Gegenteil: Ich bin ein absoluter Sonderforschungsbereich-Fan und habe mein ganzes wissenschaftliches Leben lang erfolgreich in Sonderforschungsbereichen gearbeitet. Das ist und war eine sehr effiziente und stimulierende Form der Forschungsförderung. Das sei jedenfalls vorangestellt. Es ist aber doch wohl unbestritten, dass ein primäres Movens auch die Suche nach einer nachhaltigen Finanzierung der eigenen Forschung ist, wenn man sich um irgendeine Netzwerkfinanzierung bemüht. Sie wollen doch sicher nicht abstreiten, Herr Grötschel, dass dieses Motiv beim Zusammenfinden eines Forschungsverbundes eine ganz wesentliche Rolle spielt. Und was Sie vielleicht übersehen haben: Ich habe ganz ausdrücklich betont, dass die Ergebnisse hervorragend sind, und ich ergänze, dass die Produktivität in solchen Sonderforschungsbereichen gewaltig und nachhaltig ist. Es tut mir sehr leid, wenn ich so missverstanden worden bin. Ich wollte gerade dieses „Bottom-up“-Prinzip, das die Sonderforschungsbereiche trägt, als im Grunde vorbildlich herausstellen – im Vergleich zu dem, was wir jetzt auf EU-Ebene erleben: Da wirft man eine Milliarde mal in den Ring – oder auch drei Milliarden – und sagt: „Nun rauft Euch mal darum“. Das ist und war eben bei den Sonderforschungsbereichen gerade nicht der Fall, sondern dort findet man sich aus einer wissenschaftsimmanenten Sinnhaftigkeit heraus zusammen, entwickelt etwas, und dann erhält man auch Geld – gewiss ein entscheidender Punkt –, mit dem man dann vieles machen kann, was man als Einzelforscher nicht tun könnte. Daraus entwickeln sich dann neue Perspektiven der Erkenntnis, aber auch Po-

pularitäts- und Statusgewinn, weil solche Gruppierungen, in denen viele Leute gemeinsam an einem Thema arbeiten, auch entsprechend produktiv und sichtbar sind. Ich sehe nichts Negatives darin, am Ende auch einen Reputationsgewinn zu verbuchen. Meine Sorge – der Faktor 1/2 in der von mir benutzten Formel ist dabei geschenkt, Herr Grötschel –, meine Sorge ist nur (und die ist, so glaube ich, nicht unberechtigt), dass mit wachsender Größe solcher Netzwerke die Effizienz keineswegs zunimmt – insbesondere wenn Kooperation und Interdisziplinarität „top-down“ verordnet werden. An einem Sonderforschungsbereich sind oder waren maximal ein Dutzend PIs beteiligt, eine noch gut überschaubare Teilnehmerzahl. Wenn man das aber unreflektiert hochskaliert auf 200 PIs, wie es in der europäischen Union mit den „Flagships“ passiert, dann kann das einfach nur in einer Katastrophe enden. Natürlich muss auch dabei nicht jeder mit jedem reden. Ich wollte aber – vielleicht etwas zu plakativ – darstellen, dass es so ungleich viel komplizierter wird und dass man sich wirklich Gedanken darüber machen muss, wo diese Gigantomanie aufhört, eine effiziente Form der Forschungsförderung zu sein!

JULIA FISCHER Zu den Sonderforschungsbereichen: Natürlich ist es nicht die DFG, die jemanden dazu zwingt, in die eine oder andere Förderform zu gehen. Aber bei der Universität Göttingen beispielsweise war das ganz klar: Bestimmte Kollegen sind eingestellt worden, und die Zielvereinbarung war, sie setzen jetzt einen Sonderforschungsbereich auf. Das war ganz klar. Es ist nicht nur das Individuum, das so etwas entscheidet. Und zweitens noch zu Frau Windbichler, zur Frage der Forschergruppen: Ich halte Forschergruppen an sich für den Bereich, in dem ich arbeite, für ein sehr interessantes Instrument. Das ist ungefähr die Dimension, die am besten zu dem passt, wie ich auch mit anderen Leuten kooperiere. Aber was mich daran stört: Im DFG-Jahresbericht ist nicht klar ausgewiesen, wie viel Geld, das in den Einzelförderungsbereich geht (bzw. den Fachkollegien zur Verfügung steht), *tatsächlich* in Forschergruppen fließt. Ich habe es jedenfalls nicht gefunden. Die Sonderforschungsbereiche sind ganz klar ausgewiesen. Ich habe mich extra noch mal erkundigt bei der DFG, dass das der gleiche Topf ist. Also in meinem Bereich, aus meinem Fachkollegium weiß ich, dass die Förderquote für Einzelförderung auf 15% herunter gegangen ist, und das finde ich zugegebenermaßen dramatisch. (Die Problematik ergibt sich daraus, dass jedem Fachkollegium eine Fachquote zusteht, aus der Forschergruppen und Sachbeihilfen finanziert werden. Das heißt, in dem Moment, in dem sich ein Fachkollegium für eine Forschergruppe ausspricht, steht der entsprechende Anteil nicht mehr für Einzelverfahren zur Verfügung.)

CHRISTINE WINDBICHLER Die Zahlen stehen im Jahresbericht auf Seite 168. Die Forschergruppen haben 150 Millionen bekommen, das sind 7,3% des Fördervolumens. Das ist nicht in dem Kuchen enthalten, den ich genannt habe mit den 34% Einzelförderung. Das betrifft jetzt aber die gesamte DFG und mag natürlich in den einzelnen Disziplinen variieren. In manchen Disziplinen ist der Sonderforschungsbereich ein völlig untaugliches Instrument und kommt überhaupt nicht vor, und in anderen ist es sehr tauglich. Die gesamte Mittelverwendung steht im Jahresbericht.

JÜRGEN MITTELSTRASS Herr Schwarz, ich weiß: Wer spitz formuliert, muss mit spitzen Antworten rechnen. Trotzdem fühle ich mich ein wenig missverstanden. Ich habe bewusst nicht von „Einzelkämpfern“ gesprochen. Worauf ich hinweisen wollte, war einfach dies, dass in unserer Terminologie eine semantische Verschiebung stattgefunden hat, möglicherweise ohne dass wir das bemerkt haben. Wenn wir von „forschen“ und „Forschung“ sprechen, sozusagen im allgemeinen Sprachgebrauch, haben wir nicht mehr den forschenden Kopf im Auge, sondern die forschende Einrichtung, und dabei bleibe ich. Es muss nicht die große Einrichtung sein, es kann auch die Art und Weise sein, in der Forschung heute organisiert wird. Und natürlich ist mir klar: Was wir sind, das hat auch etwas damit zu tun, wem wir begegnen, auch in der Wissenschaft. Und dass dort Kooperation – das habe ich ja auch zu Beginn betont – ein wesentliches Merkmal darstellt, allerdings eben auch dieses eigentümliche dialektische Verhältnis von Kooperation und Wettbewerb. Wissenschaft ist immer beides und ist immer schon beides gewesen. Das war das eine. Mein Hinweis auf die Geisteswissenschaften – das war das andere – sollte natürlich nicht heißen, dass forschende Köpfe nur dort vorhanden sind. Nein, was ich gesagt habe, ist, dass sich die Geisteswissenschaften noch am ehesten eine Erinnerung an den ursprünglichen Forschungsbegriff bewahrt haben, wohingegen das Gros – und auch ich selbst ertappe mich immer wieder dabei – doch eher in die Richtung geht, „Forschung“ gleichzusetzen mit „forschender Einrichtung“. Noch einmal: Wenn wir von „Forschung“ sprechen, dann in einer eigentümlichen Verschiebung. Ich weiß auch nicht, wann diese stattgefunden hat: Früher hätte man von „der Forschung“ nicht geredet, bis tief ins 19. Jahrhundert hinein. Für uns ist das heute die Normalität.

MITCHELL G. ASH Ich füge nur kurz einen Hinweis hinzu, um das noch ein bisschen zu ergänzen: In den Medien ist oft von „Forschung“ die Rede – da ist aber häufig nur wirtschaftsnahe Forschung gemeint. Und das sollte auch zu denken geben.

CHRISTOPH MARKSCHIES Lieber Herr Zürn, da ist natürlich überhaupt kein Streit, wer wollte ernsthaft für die Zunahme von Zwangselementen in einer Institution votieren, in der es um akademische Freiheit geht. Nur dann ist die Diskussion furchtbar langweilig, wenn alle einander zustimmen. Also spiele ich mal eine Weile den *Advocatus diaboli* – davon versteht meine Disziplin ja etwas –, dann würde ich so argumentieren: Unsere Geisteswissenschaften lieben das Modell des vereinzelt Wissenschaftlers. Um es einmal sehr karikierend zu sagen: Lasst uns Schüler machen, nach einem Bilde, das uns gleich und ähnlich sei! Und wenn Sie das vergleichen und in den ganzen Konsequenzen durchdeklinieren, also etwa mit der Nachwuchsförderung und Modellen vergleichen, wo man bei einem Departement promoviert und nicht bei einem Einzelnen (und wo es schick und herausfordernd ist, dass man nicht nur Schüler des einen einzigen großen Mannes ist, sondern vielleicht von zweien, die sich widersprechen), dann wird relativ deutlich: Es gibt schon auch – Sie wissen, wie ich das meine, wenn ich das jetzt so sage, natürlich nicht als strikten Widerspruch –, es gibt schon auch eine Notwendigkeit, bestimmte Formen deutscher Geisteswissenschaft nicht zu zwingen – dabei kommt nichts heraus –, aber zu ermuntern, anzureizen, mehr zu kooperieren.

Und jetzt noch der Versuch eines Pazifizierungs-Argumentes, nachdem ich einen Graben aufgerissen habe zwischen uns, und das ginge so: Ich finde, die deutsche Hochschulentwicklung funktioniert nach Wellenbewegungen. Irgendwann wird die große philosophische Fakultät aufgelöst und es werden viele kleine Departements gemacht. Das geht etwa zehn Jahre gut, und dann kommt irgend jemand und sagt: „Wir brauchen wieder große philosophische Fakultäten“, und dann werden all die kleinen Departements wieder zusammengesammelt, und das wird vermutlich auch wieder zehn Jahre gehen. Also natürlich schlägt das Pendel – da haben Sie ja völlig Recht – im Augenblick relativ stark in die Richtung von Zwang aus, und es muss nach den Chancen dabei gesucht werden. Ich finde, wir haben so eine Klagetendenz – deswegen habe ich den Kurzbeitrag so angelegt, wie ich ihn angelegt habe –, wir haben eine Klagetendenz, in der diese Argumente, dass es in der Geisteswissenschaft gute Gründe gibt, so wie sie in Deutschland strukturiert ist, für Kooperationen zu werben und wahrzunehmen, dass es Fragen gibt, deren Beantwortung wir selber nicht hinbekommen können. Immer dieser Allmachtswahn: „Ich kriege das schon alleine hin“. Dass man mal dazu ermuntert wird, wahrzunehmen, dass es Fragen gibt, für deren Beantwortung ich den Anderen brauche und möglicherweise auch jemanden, der mit meinem Großdisziplin-Bereich gar nichts zu tun hat. Dieses einmal in den von uns allen beklagten negativen Auswirkungen

auch zu sehen und auch zu thematisieren, dazu wollte ich ein bisschen anleiten. Gut, das war das Pazifizierungs-Argument: Streiten in der Kaffeepause.

DETLEV GANTEN Ich weiß nicht, ob ich der Einzige bin, der das Phänomen der „Déja-vu-Erlebnisse“ hier in der Diskussion hat. Ich habe solche Diskussionen schon mehrfach mitgemacht, ich habe schon häufig die Argumente gehört, „Einzelforschung oder in Verbänden, in welcher Größe und welcher Organisationsform auch immer, wer finanziert?“ Natürlich gibt es Probleme bei Einzelforschung und bei Verbundforschung – der entscheidende Punkt ist: Die Situation ist ganz unterschiedlich in den verschiedenen Disziplinen. Beides ist natürlich notwendig, beides muss balanciert sein: die individuelle Forschung des Gelehrten in seinem Labor oder Denkstübchen und der vernetzte Forscher in Gruppen und in Verbänden – wenn man nur diese beiden Bereiche sieht, es gibt ja auch Zwischenbereiche. Die Forschung und Ihre Organisation muss selbstverständlich entsprechend den Disziplinen, entsprechend den Anforderungen balanciert sein.

Worum es aus meiner Sicht in der Diskussion heute hätte gehen sollen, vielleicht als Anregung für eine nächste Diskussion dieser Art: Welches sind die Themen für welche Art von Forschung, wo sind die Defizite, gegen die wir etwas tun können, was erwarten wir Wissenschaftler; was erwarten die, mit denen wir sprechen, nämlich die Gesellschaft, zu der wir ja gehören, die wir mit unserer Forschung mitgestalten können und sollen; was sind die Themen, die wir allein nicht schaffen, die notwendig sind, die behandelt werden müssen? Und dann soll mal einer sagen: „Das kann ich allein.“ Wunderbar, dann soll er es tun oder versuchen. Aber wenn es Themen sind, die er nicht alleine schaffen kann, dann soll er fragen: „Wen brauche ich dazu? Wen habe ich schon und wen könnte ich gebrauchen? Wo könnten möglicherweise eine Akademie oder wer auch immer helfen, diese Dinge zu organisieren?“

Ich habe ein solches Beispiel in meinem Beitrag gewählt in der Annahme, dass die Fragen der Thematik und der problemorientierten Organisation der Forschung mehr im Vordergrund stehen würden. Es ist wohlfeil auf Netzwerke und Verbände zu schimpfen. Ich habe als Beispiel die Aufgabe Verbesserung der Gesundheit gewählt. Ich sage es noch einmal: Die Gesundheit den Medizinern zu überlassen, wäre katastrophal, Gesundheit ist viel mehr als ein Problem der Medizin. Ich könnte das ausführen. Gesundheit ist nicht nur interdisziplinär, sie ist transdisziplinär, nur im Verbund zu bearbeiten und nicht an nationale Grenzen gebunden zu lösen. Im Übrigen: Ohne Zusammenarbeit von Wissenschaft und Wirtschaft geht es sowieso nicht, Gesundheit ist der

größte Wirtschaftsfaktor allen finanziellen Krisen zum Trotz. Es wäre also mein Rat und meine Lehre aus dieser Diskussion: Lassen Sie uns das nächste Mal über die Themen sprechen, die besser im Verbund bearbeitet oder gern auch über solche Themen, die allein besser gelöst werden können. Ohne spezifische Beispiele werden wir eine solche Diskussion nur begrenzt zu einem befriedigenden Ergebnis führen können.

KLAUS-PETER SCHMITZ Ich wollte noch ein Wort sagen zur Zusammenarbeit zwischen Technikwissenschaft und Industrie. Natürlich ist es so, dass die Ingenieurwissenschaften eng mit der Wirtschaft und Industrie zusammenarbeiten. Dazu sind folgende Punkte zu ergänzen:

1. Die DFG-Sonderforschungsbereiche geben uns die Möglichkeit der sogenannten „Transferprojekte“, ein besonders geeignetes Instrument, mit dem man mit der Industrie kooperieren kann, um damit über Grundlagenforschung, die sicher an der Universität angesiedelt ist, auch durch Forschung und Innovation Produkten näherzukommen.

2. Es ist relativ wenig gesprochen worden über die BMBF-Verbundvorhaben zur Unterstützung von Forschung und Industrienetzwerken. Der gute Stand der industriellen Wertschöpfung in Deutschland hängt auch ganz wesentlich damit zusammen, dass auf diese Art die angewandte Forschung gefördert wird.

3. Natürlich gibt es auch die Drittmittelforschung im direkten Auftrag der Industrie. Besonders für die Technikwissenschaften ist dieses vorteilhaft sowohl für eine praxisnahe Forschung als auch für die zusätzliche Finanzierung der Hochschulstrukturen.

Alle drei Instrumente müssen eingesetzt werden: Die Technikwissenschaften machen das ja vor, und zwar nicht erst seit heute, sondern schon seit Jahrzehnten.

STEPHAN LEIBFRIED Nur zwei kleine Punkte:

Zum einen glaube ich, dass es nicht so sehr Schuld der DFG ist, wenn da irgend etwas vielleicht nicht so läuft, wie es laufen sollte. Die DFG stellt so viele Instrumente zur Verfügung, dass man für fast alles das Passende finden kann. Es ist die Art, wie wir uns selber in Bezug auf die DFG organisieren, die das Problem erzeugt, und welche Reputationen wir woraus folgen lassen – und da liegt das Problem.

Zum anderen möchte ich ironisch pazifizierend etwas nachtragen: Wenn man sich rückblickend fragt, was Forschung sein könnte, dann sollte man einmal in Grimms Wörterbuch nachschauen: Dort gibt es das Wort „Forschung“ gar nicht als Nomen, als Hauptwort. Das Verb „forschen“ gibt es auch nicht. Aber es findet sich „förscheln“, das wird uns

dann übersetzt mit „forschen“. Also: Es kommt nur als „Tu-wort“ und immer nur in Verkleinerungsform vor. Vielleicht rückt das die Welt ein bisschen zurecht.

ULRIKE KUHLMANN Ich möchte noch eine kleine Ergänzung zum Thema „Reputation“ anbringen. Das ist ja nicht nur eine Sache von „groß“ oder „klein“, „Verbund“ oder nicht, sondern es gibt in den Universitäten eine klare positive Reputation der DFG-Forschung und eine mindere Ansicht der Industrie-Forschung. Und ich glaube, es ist eigentlich klar geworden, wie wichtig auch die Industrie-Forschung ist. Ich bin persönlich der Meinung, dass es in erster Linie um das Thema, um die Wissenschaft selber geht, und an welcher Stelle und mit welchen Mitteln man das macht – das ist eigentlich erst einmal zweitrangig. Aber es gibt in den universitären Einrichtungen eine klare Befürwortung und Bevorzugung der DFG-Forschung.

MITCHELL G. ASH Ich danke Ihnen allen, den Beitragsrednern zuerst, aber vor allem auch den Teilnehmern an dieser Diskussion.